

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 21 (1945-1946)
Heft: 3

Artikel: Student in Oesterreich
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069423>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

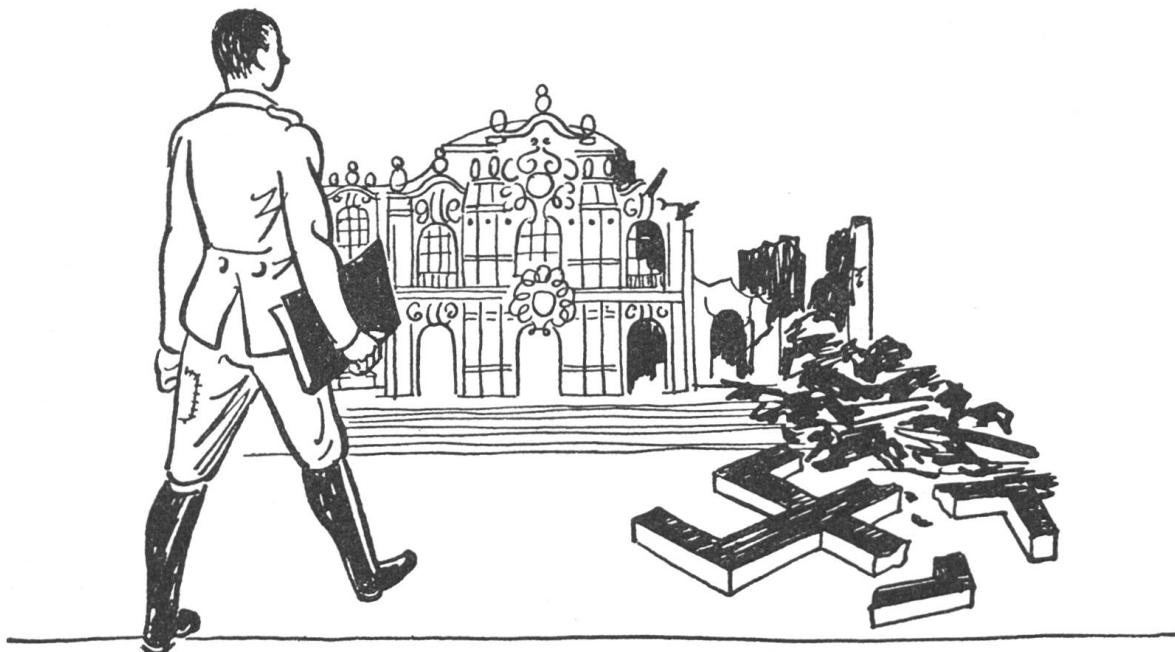
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Student in Österreich

Von ***

Illustration von E. und M. Lenz

Wir haben einen der österreichischen Studenten, die vom Verband Schweizerischer Studentenschaften zu einem Schweizer Aufenthalt eingeladen waren, gebeten, uns zu schildern, wie sich das alltägliche Leben in seiner Heimat abspielt

Als ich mich am Morgen nach meiner Ankunft in Zürich ziellos durch die Stadt treiben ließ — bekam ich Angst! Angst, dies alles, diese prachtvollen Schaufenster, diese ruhigen, gutgekleideten Menschen, diese saubere Ordnung, dieses geregelte Leben, sei nicht wahr, nicht wirklich, es sei nur eine Fata Morgana, die bald ins Nichts zerrinnen würde.

Die ersten paar Tage in Zürich verlebte ich wie ein Fremder, der eigentlich nicht in dieses merkwürdig normale Leben hineingehört. Der Verkehr mit seiner Genauigkeit und Promptheit mutete mich fast unheimlich an. Es waren keine Einzelheiten, die mich beeindruckten, es war das Gesamte, die Tatsache, daß es noch irgendwo so etwas wie eine unversehrte Stadt, wie ein bürgerlich geordnetes Leben gab.

Ich habe das lang entbehren müssen. Meine Vaterstadt Graz ist zum großen Teil zerstört. Vom Bahnhof ist nichts

mehr zu sehen als ein Haufen von Ziegeln und Steinen, worauf bereits Grünzeug wächst.

In vielen kleinen Einzelheiten wird das Leid der Menschen offenbar. Da wartet eine Frau mit Kindern und einem Gepäck eine halbe Stunde auf die Straßenbahn, bei strömendem Regen; ein Unterstand ist nicht zu finden, und als die Straßenbahn schließlich kommt, ist sie schon übervoll, und an den Trittbrettern hängen die Leute wie Trauben. Da ist ein Greis, der hungernd eine Speisewirtschaft verläßt, weil er wohl das nötige Geld für eine Mahlzeit besitzt, aber nicht die fünfzehn Mark, die deponiert werden müssen, damit einem Besteck und Teller ausgehändigt werden.

Besonders niederdrückend wirken die Massen der heimatlos gewordenen Ungarn, die immer wieder im Stadtbild auftauchen. Diese Ungarn mußten, als die deutsche Wehrmacht vor den Russen zurückwich,

ihre Heimat verlassen, oft auf kleinen Pferdefuhrwerken — auf deutschen Befehl oder aus Furcht vor den Russen. Da diese bis in das Grenzgebiet der Steiermark siegreich vordrangen, ergossen sich die Ungarn ins steirisch-kärntnerische Gebiet hinein und warten nun auf die Rückkehr in ihre Heimat, die ihnen aber von der englischen Besatzungsmacht erst nach dem Abzug der Russen erteilt werden wird. Die Zeit bis dahin verbringen sie meistens auf der Landstraße, mit ihren zerrütteten Fuhrwerken von Ort zu Ort fahrend, indem sie für einige kleine Arbeiten sich das Futter für die Pferde und das Essen für die Kinder bei den Bauern verdienen. Sie sind fast zu einer Landplage geworden.

Besonders bei den jungen Leuten, die aus dem Kriege zurückgekehrt sind, macht sich die Not bemerkbar. In ihren alten, zerschlissenen Uniformstücken, die oft von allen möglichen Waffengattungen zusammengetragen sind, gehen oder humpeln sie, zum Teil an Krücken, durch die Stadt.

Auch in die Hochschulvorlesungen kommen die Hörer — so auch ich — in den alten, oft verfluchten Uniformen, denn wir haben keine andere Kleidung mehr.

O alte Burschenherrlichkeit . . .

An der Grazer Universität sind in diesem Semester 5000 Studenten immatrikuliert worden, fünfmal soviel wie im Jahr 1938. Die Hörsäle, besonders die der medizinischen Fakultät, wo der Andrang am größten ist, sind viel zu klein. Viele Professoren müssen an demselben Tage dieselbe Vorlesung zweimal halten und geben zudem Platzkarten aus.

Als die Karten für die Hörsäle ausgegeben wurden, stand ich schon um fünf Uhr morgens an, um dann nach elf Uhr erst meine Karte zu bekommen — und erst noch einen Stehplatz. Daß die Hörsäle derart überfüllt sind, hat wenigstens den einen Vorteil, daß es einigermaßen

warm ist; denn wenige Räume der Universität besitzen noch Fenster, und die eingesetzten Pappdeckel können die Kälte nur notdürftig abhalten. Die Hörsäle sind nicht geheizt, womit auch? Selbst Krankenhäuser haben nicht genügend Holz oder Kohle, um die Operationssäle und Krankenzimmer zu erwärmen. So sitzen die Studenten mit Mänteln und steifen Fingern in den Vorlesungen. In den Volksschulen sind die Verhältnisse nicht anders. Meine Schwester, die Fachlehrerin in der Käppler-Schule in Graz ist, wäre schon froh, wenn ihre Klasse eine Türe hätte, daß die Kälte vom Gange her nicht so ungehindert in den Schulraum dringen könnte.

Die Überfüllung der Universität wäre noch größer, wenn man nicht die ausgesprochenen Nationalsozialisten zurückgewiesen hätte. Da man die Kartei der ehemaligen nationalsozialistischen Studentenführerschaft unversehrt auffand, war diese Kontrolle verhältnismäßig einfach. Die darin aufgeführten Qualifikationen wirken sich nun allerdings anders aus als zur Zeit des Nationalsozialismus.

Von dem Plan, alle ehemaligen Offiziere schlechthin zu Nationalsozialisten zu stempeln, ist man zum Glück abgekommen. Das wäre bestimmt eine Ungerechtigkeit gewesen. Diese Bestimmung hätte auch mich getroffen, obschon ich wegen meiner antinationalsozialistischen Gesinnung im deutschen Heer im Frühling 1944 vom Oberleutnant zum Soldaten degradiert wurde und beinah erschossen worden wäre.

Für richtig halte ich es indessen, daß die Matura, die nach 1943 gemacht wurde, heute von der Universität nicht anerkannt wird; denn die nationalsozialistische Regierung hat jenen, die freiwillig einrückten, häufig das Reifezeugnis geschenkt, auch wenn ihnen noch zwei volle Mittelschuljahre fehlten.

Die Ausgaben, die ein Student in Graz hat, sind bedeutend kleiner als die eines Zürcher Studenten. Außer den Mahlzeiten in den Schulmensen, wo das

magere Mittagessen 80, das Abendessen 40 Groschen kostet, kann sich ein Student nichts kaufen, weil es, außer im Schleichhandel, einfach keine Waren gibt. Auch die Preise für die Zimmer sind geregelt. Doch sind viele Studenten gezwungen, außerhalb von Graz zu wohnen, weil es in der Stadt keine Möglichkeiten gibt, ein Zimmer zu finden. Vor der Wohnungsvermittlung der österreichischen Studentenschaft stehen die Studenten oft tagelang, nur um vorgemerkt zu werden. Von etwa tausend Vormerkungen bekommen im besten Fall jede Woche einer oder zwei tatsächlich ein Zimmer.

Die Russenzeit

All die Not und das Elend, in dem wir in der Steiermark heute leben, sind nicht etwa eine Folge von Bombardierungen. Sie fallen zum größten Teil auf das Schuldkonto der Russen, obwohl sie nur ein paar Wochen bei uns waren.

Der Einbruch der Russen in die Steiermark vollzog sich über Nacht. Am Morgen des 9. Mai mußten die Steirer zu ihrem Entsetzen die Tatsache der russischen Besetzung feststellen.

Nach russischem Kriegsrecht dürfen die Soldaten der roten Armee jede eroberte Stadt drei Tage lang frei plündern. Auch Graz, das ja mit keinem Schusse verteidigt worden war, mußte an diese Sitte glauben. Die Plünderung vollzog sich teils systematisch und auf Befehl, teils auf eigene Faust. Russische Pferdewagen fuhren von Straße zu Straße, während gleichzeitig Patrouillen von etwa 10 Mann in die einzelnen Wohnungen eindrangen, angeblich um nach Waffen zu suchen, in Wirklichkeit freilich, um zu plündern.

Auch zu uns kam am zweiten Tage der Besetzung eine russische Patrouille. Sie bestand vor allem aus russischen Soldatinnen. Nachdem wir sie eingelassen hatten, frugen sie nach Waffen, und da wir einen Besitz verneinten, verlangten sie, die Wohnung durchsuchen zu dürfen. Die Sache lief ziemlich glimpflich ab. Sie

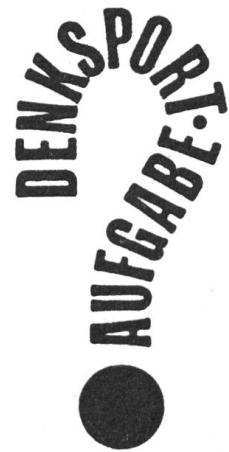
nahmen nur Uhren, Silberbestecke und ähnliche kleinere Gegenstände mit. In der Wohnung unter uns, wo niemand zu Hause war, hielten sie reichere Beute. Sie stiegen über eine Leiter in diese ziemlich niedrig gelegene Wohnung ein und warfen dann das geraubte Gut aus den Fenstern auf die Straßen hinaus, wo es prompt auf die bereitstehenden Fuhrwerke verladen wurde.

Wenn sich einer bei der Polizei über die Plünderungen beklagte, wurde ihm mit einem bedauernden Achselzucken geantwortet. Die Polizei stand ganz unter dem Einfluß der roten Armee und der einheimischen Kommunisten. In den Wachtstuben hingen nicht etwa österreichische Fahnen, sondern die der kommunistischen Partei: rote Tücher mit Sichel und Hammer. Es war bemühend zu sehen, wie die gleichen Polizisten, welche vor kurzer Zeit noch für die Nationalsozialisten tätig gewesen waren, nun mit dem gleichen Eifer die Weisungen der Russen befolgten.

Bei diesen Hausuntersuchungen hatten die Russen vor nichts Ehrfurcht, außer vor Bücherschränken, die sie immer respektvoll umgingen. Einmal geschah es, daß der russische Offizier, der einer Durchsuchungspatrouille vorstand, in einer Wohnung ein Klavier entdeckte. Sofort brach er die Untersuchung ab, setzte sich ans Klavier und entlockte ihm, ohne spielen zu können, stundenlang immer wieder dieselben Töne, bis er sich am Abend gerührt und mit Tränen von der Familie verabschiedete, indem er sich überschwänglich bedankte, daß man ihm vergönnt habe, wieder einmal Klavier zu spielen.

Aber nicht nur das Eigentum der Bürger plünderten die Russen, sondern auch die einfachsten Arbeiterwohnungen. Sobald ein Arbeiter zwei Zimmer und eine Küche sein eigen nannte, stellte man sich ganz einfach auf den Standpunkt, es handle sich um einen Bourgeois.

Auch die öffentlichen Einrichtungen wurden nicht verschont. Aus dem Kran-



DENKSPORT-AUFGABE

kenhaus Graz wurden sämtliche Betten, Matratzen und Wäschestücke weggebracht, und zwar wurden Grazer von dem russischen Stadtkommandanten dazu angehalten, dieses geraubte Gut auf den Bahnhöfen für den Transport nach Rußland zu verladen.

Diese Plünderungen der Russen geschahen nicht etwa, wie man vielleicht denken würde, aus Haß und Rache. Die Soldaten der roten Armee wollten ganz einfach einen Ersatz für das von der deutschen Armee in Rußland zerstörte Gut. Zudem hatten sie an vielen Dingen, die es in Österreich gab, die sie aber bis dahin noch nie gesehen hatten, die kindlichste Freude, so an Fahrrädern, Weckeruhren und dergleichen.

Ich habe selbst gesehen, wie ein Russe mit einem geraubten Wecker auf einem requirierten Fahrrad durch die Straße fuhr. Plötzlich ging der Wecker los. Der Soldat erschrak dermaßen, daß er die Uhr fortwarf und mit einer Maschinenpistole darauf feuerte.

Man wird sich wundern, warum denn die Russen alles fanden, nach dem sie suchten, warum sie vor allem all die geheimen Lager auf dem Lande draußen entdeckten! Vor allem halfen ihnen neben einem Teil der einheimischen Kommunisten die zahlreichen ausländischen Arbeiter, die Polen, Serben und Ukrainer, die von den Deutschen in die Steiermark geschickt worden waren. Sie hatten bei der Verladung der Lebensmittel, beim Verstecken der Silberwaren mithelfen müssen, da ja alle Männer vom 14. bis zum 64. Lebensjahr unter den Waffen standen. Nun verrieten sie gegen geringe Belohnung diese Lager und Verstecke. Es gibt deshalb heute in Graz kein Warenhaus mehr, das irgend etwas zum Verkauf anbieten könnte. So sind zum Beispiel für die gesamte Bezirkshauptmannschaft Graz (die ungefähr die Hälfte der Steiermark umfaßt) in diesem Winter nur drei Mäntel ausgegeben worden.

Ich weiß, man kann den ausländischen Hilfskräften ihr Verhalten nicht

Ein Schiff liegt während der Ebbe im Hafen. Von der Bordwand hängt eine Strickleiter herab, deren unterste Sprosse gerade die Wasseroberfläche berührt. Der Abstand zwischen den einzelnen Sprossen beträgt 30 cm. Nun kommt die Flut und steigt pro Stunde um 30 cm.

Frage: Wie viele Sprossen liegen nach 1½ Stunden im Wasser?

Auflösung Seite 88

einmal übelnehmen. Sie hatten begreiflicherweise das Bedürfnis, sich zu rächen; denn sie waren selten gut behandelt worden. Ihre Kleidung war notdürftig, und das Essen, das man ihnen vorsetzte, karg und schlecht, zumal sie laut Befehl nicht am gemeinsamen Tische mit den Bauern speisen durften.

Das geraubte Gut wurde von den Russen nicht immer völlig zweckdienlich verwendet. Unser kostbarer Perserteppich wurde als Überzug der Sitze eines Fuhrwerkes gebraucht. Bei Bekannten von uns schnitten die Russen einen Viertel aus einem Teppich heraus, um das Stück als Pferdedecke zu benützen, während sie den Rest zurückließen. Auch für die Klubpolstersessel fanden die russischen Soldaten gute Verwendung: Wenn man bei der Kreuzung Jakobinerplatz-Johanneumsring über die Straße ging, sah man, wie ein russischer Posten, in einem solchen Klubssessel sitzend, mit übereinandergeschlagenen Beinen, das Gewehr hingelehnt, die Verkehrszeichen gab. Auch vor dem Rat-

haus, wo der russische Stadtkommandant seinen Sitz hatte, saß der Posten in einem bequemen, altertümlichen Lehnstuhl, das Gewehr zwischen die Beine geklemmt. Vor jeder Kaserne das gleiche Bild — nur daß dort vielfach ganze Ruhebetten verwendet wurden!

In den ersten Tagen fuhren die Russen, unter ihnen vor allem die mongolischen Volkstypen, stundenlang begeistert und sinnlos in der Straßenbahn durch die Stadt. Wenn sie ein Kind sahen, sprangen sie bisweilen von der fahrenden Straßenbahn ab, entrissen der Mutter ihr Kleines und spielten mit ihm oft eine ganze Stunde lang, ohne sich dabei weiter um die Mutter zu kümmern. Sie setzten dabei das kindlichste und freundlichste Lächeln auf, das ich jemals gesehen habe — was sie freilich nicht hinderte, der Mutter, wenn sie ihr das Kind zurückgaben, ihren Ring von den Fingern zu ziehen!

Es ist schwer, ein Gesamtbild der russischen Eigenart zu geben. Was ich aber bei allen Russen gefunden habe, das ist ein unvermitteltes Hin- und Herschwanken zwischen Kindlichkeit und brutaler Wildheit.

Kurz vor dem Einmarsch der englischen Truppen hatte ich Gelegenheit, mit meinem Vater eine mehrtägige Rundfahrt durch die Steiermark zu machen. (Mein Vater war bis 1938 Präsidialvorstand der steirischen Landesregierung gewesen. Er wurde dann von den Deutschen in Schutzhaft genommen, später aber — seiner großen Verwaltungskenntnisse wegen — in einer demütigenden Stellung als Assistent eines wegen seiner Gesinnung emporgestiegenen, ehemaligen Hilfsarbeiters verwendet. Nach der Kapitulation wurde er zum Bezirkshauptmann von Graz ernannt.) Auf dieser Rundfahrt lernte ich erst so richtig die Not, die unserer Bevölkerung durch die russische Okkupation erwachsen ist, kennen. Ich habe auf dieser Fahrt versucht, eine Statistik über das geraubte Vieh anzulegen. Die Zahlen ergaben, daß in vielen Gemeinden 80 % des Viehbestandes fehlten.

Unter englischer Besetzung

Wenn man an all das Leid denkt, das die Russen den Leuten zugefügt haben, versteht man es, daß die Engländer, als sie am 28. Juli in Graz einzogen, mit Fahnen und Blumen empfangen und als Befreier begrüßt wurden.

Zwar ist unsere Einstellung gegenüber den Engländern seither ein wenig realistischer geworden; aber wir sind immer noch der Überzeugung, daß von den vier Besatzungsbehörden die englische Militärbehörde weitaus die loyalste, ruhigste und vernünftigste ist. Auch die wirtschaftliche Lage hat sich seit der Ankunft der Engländer zusehends gebessert.

Immerhin: Das Himmelreich haben uns die Engländer nicht nach Graz gebracht. Die Schweizer Studenten, die im September Graz besuchten, wissen, wie elend die Verhältnisse zum Teil auch heute noch sind.

Die meisten Schichten der Bevölkerung besitzen zwar genügend Barmittel — die verschiedenen Zulagen, welche die aktiven Soldaten in den letzten Kriegsjahren erhielten, waren so groß, daß einer ohne Schwierigkeiten 500 Mark pro Monat ersparen konnte — es ist aber unmöglich, das überschüssige Geld anzulegen. In den Buchhandlungen sind im besten Fall uralté Schulbücher zu bekommen; an wertvolleren Büchern ist nichts vorhanden. Auch Uhrmacher und Goldschmiede haben geschlossen, und zwar deshalb, weil es weder Gold noch Uhren gibt. Für eine Uhr, die hier in Zürich Fr. 58.— kostet, könnte man in Graz auf dem schwarzen Markt 25 000 Schillinge erhalten! Wer irgendeinen wertvollen Gegenstand, etwa ein Tafelservice, hat retten können, der wacht eifersüchtig darüber.

Es ist unvorstellbar, wie sehr der Österreicher unter diesem Zustand der allgemeinen Verarmung leidet.

Zwar gibt es Länder, die ärmer sind als wir, viel ärmer; aber in diesen Län-

dern ist die ganze Kultur auf die Armut eingestellt. Wenn ein slowakischer Bauer eine ärmliche Hütte bewohnt, dann ist das für ihn kein Unglück. Wenn wir aber in Graz in bombengeschädigten Häusern leben müssen, ist das etwas ganz anderes; denn für uns ist die Armut kein normaler Zustand.

Wir setzen uns gegen die Armut zur Wehr, wie wir nur können. Wir erkennen sie einfach nicht, wir schrauben unsere Anforderungen an das Leben nicht herunter. Wir sagen uns: Wir stehen augenblicklich auf einem ungünstigen Niveau, wir müssen wieder hinaufkommen, es fehlen nur noch die Mittel. Auch die Umgangsformen sind gleich wie vor 1938. Man stellt sich ein, als wäre das Leben normal. Wir bauen das Leben sozusagen auf dieser Hypothese auf. Wenn ich von einer Familie eingeladen werde und mir Blumentee serviert wird, in halberbrochenen, henkellosen Schalen, dann benimmt man sich so, wie wenn diese Tassen ganz wären. Bei großen Tanzunterhaltungen trägt man zwar Straßenanzüge, aber die Zeremonien leiden nicht darunter, der festliche Rahmen bleibt bewahrt.

Es hat jeder so viel Glauben an sich selbst, daß er hofft, die Lage werde sich bis zum nächsten Frühjahr ändern, ganz sicher aber bis zum nächsten Herbst.

Die Früchte des Nationalsozialismus

Schwerwiegender als die wirtschaftlichen Schwierigkeiten sind die geistigen.

Es wird nicht leicht sein, die Erziehungseinflüsse des Nationalsozialismus auf die Jugend wieder auszumerzen. Der Dienst in der Hitler-Jugend war für die Knaben und Mädchen, die jetzt 14, 16 Jahre alt werden, verhängnisvoll. Diese Kinder haben jegliche Achtung vor den Eltern verloren, entsprechend der Erziehung durch die Nationalsozialisten.

Es kam vor, daß eine Handwerkstochter in Werendorf bei Graz, die von ihrem Vater wegen ihres späten Nachhausekommens ausgescholten worden war, von zu Hause weglief und bei der englischen Militärbehörde Schutz gegen ihre Eltern suchte. Das Kind wurde von der Militärstelle selbstverständlich zurückgewiesen; doch zeigt dieses Beispiel, wie viele Kinder sich heute zu ihren Eltern einstellen.

Es sind nicht, wie man etwa im neutralen Ausland meint, die heimgekehrten Soldaten, welche der allgemeinen moralischen Zersetzung besonders zum Opfer gefallen sind. Diese sind im Gegenteil ruhig und bescheiden, ja es sind die Frontsoldaten, denen die Verrohung der Bevölkerung am meisten auffällt und die am meisten darunter leiden. Es ist viel weniger der Krieg, der zur Verwilderung bei-

Da musste ich lachen

In einer Gasse der Altstadt tuscheln zwei Frauen geheimnisvoll miteinander. Die eine sagt: „Er ist abwesend. Ich könnte aber nicht sagen, wo.“ Die andere: „Ums Himmels Willen! Was hat er auch angestellt, dass er gerade dort ist?“ — Da musste ich lachen.

Cilgia Danz

Jeder von uns erlebt im Alltag von Zeit zu Zeit etwas, das ihm ein Lachen oder doch ein Lächeln entlockt. Schreiben Sie die Begegnung für unsere Leser auf: Redaktion des Schweizer-Spiegels, Hirschengraben 20, Zürich. Beiträge, die wir verwenden können, werden honoriert.

getragen hat als die jahrelang gepredigte nihilistische Irrlehre des Nationalsozialismus.

Eine andere Sorge lastet besonders uns heimgekehrten Frontsoldaten sehr auf dem Herzen, nämlich das Verhältnis der österreichischen Mädchen zu den englischen Soldaten. Daß die gleichen Frauen, welche früher mit den SS-Bonzen Gelage durchführten und sich später ebenso intensiv mit den Russen abgaben, sich jetzt den Engländern in die Arme werfen, das ist ja nicht verwunderlich. Was uns betrübt, ist der Umstand, daß es sehr viele anständige Mädchen, zum Beispiel Studentinnen, gibt, die tagaus tagein mit englischen Offizieren zusammen sind.

Viele Mädchen haben Englisch-Unterricht genommen. Heute gibt keine Englisch-Lehrerin Stunden unter 20 Schilling. Auch die Zeitungen geben Englisch-Unterricht. So werden etwa folgende Fragen und Sätze übersetzt: « *Wohin gehen Sie?* », « *Darf ich Sie begleiten?* », « *Wann sehen wir uns wieder?* », « *Was sind Sie von Beruf?* », « *Pflegen Sie um diese Zeit hier durch die Gasse zu gehen?* », « *Montag bin ich frei, bis um vier Uhr habe ich Dienst.* »

Das lernten sie dann alles auswendig, die Aussprache stand dabei. Diese Mädchen können besser Englisch als ich, obwohl ich diese Sprache fünf Jahre am Gymnasium und zwei Jahre privat gelernt habe.

Schmerzlich ist das für uns auch deshalb, weil vielfach der Bruder gefallen, der Vater vermißt oder in Kriegsgefangenschaft ist und wir auf der andern Seite gerade von diesen Mädchen oft als zweitrangig angesehen werden. Zudem besitzen die englischen Soldaten, neben aller Freundlichkeit, uns gegenüber eine verständliche Arroganz.

Der österreichische Gedanke

Das schwerste wird der innere, also der wirkliche Aufbau Österreichs sein.

Wir haben in Österreich drei zugelassene Parteien, nämlich die Österreichische

Volkspartei (Bürger und Bauern), die sozialistische Partei Österreichs (Sozialdemokraten und Radikalsozialisten) und die Kommunisten. Diese letztern wünschen nichts sehnlicher als den Anschluß Österreichs an die UdSSR. Sie haben kein Verständnis für das, was Österreich am meisten not tut, für das nationale Bewußtsein.

Auch der Jugend bis zum 18. Lebensjahr fehlt meistens der österreichische Patriotismus. Sie weiß gar nicht, was Österreich ist. Der Nationalsozialismus hat davon natürlich nichts gelehrt, und die Familien, in denen die österreichische Tradition gepflegt wurde, sind leider zu wenig zahlreich.

So fehlt allgemein den tragenden Elementen der Glaube an Österreich. Die Intellektuellen waren zwar zum Teil antinationalsozialistisch, gleichzeitig aber großdeutsch eingestellt. Die Arbeiter sehen heute nicht Österreich, sondern nur soziale und wirtschaftliche Probleme. Es mangelt die Schicht, die Leidenschaft für Österreich hat. Es sind heute nur einzelne, und die haben einen schweren Stand.

Ich habe hier in der Schweiz erkennen können, was der Nationalstolz für ein Volk bedeutet. Bei uns in Österreich wäre es undenkbar, daß einer so viel über die Geschichte und die Verfassung seines Staates wüßte wie der Durchschnittschweizer. Mit großem Erstaunen habe ich gehört, daß die Schweizer ein besonderes Archiv erbaut haben, um darin ihre alten Freiheitsbriefe aufzubewahren. Obwohl auch wir solche Dokumente besitzen, würde man bei uns sich über ein derartiges Archiv lustig machen. Hier sind uns die Schweizer unendlich weit voraus.

Ich sehe die wirtschaftlichen Reformen, trotz ihrer Wichtigkeit, nicht für das Wesentlichste an, auf jeden Fall nicht für uns Österreicher. Das Wesentlichste ist vielmehr, daß Österreich wieder auf sich selbst stolz wird. Nur auf dieser Grundlage läßt sich ein freier, stolzer Staat aufbauen. Das Beispiel der Schweiz hat mir dies gezeigt.